

LITERATUR

Licht ins Dunkel

Die Erinnerung an historische Schuld scheint wie ein Fernrohr zu funktionieren – erst in größerem Abstand kann sie präzise ausmachen, was da wirklich gewesen ist, ohne Beschönigungen, Ausflüchte, leugnende Unschärfen. Elsa Osorio Roman „Mein Name ist Luz“ wirft diesen klarstmöglichen Blick zurück – auf die Barbarei der argentinischen Juntas in den siebziger und achtziger Jahren, die in ihrem wahnhaften Kampf gegen die „Subversion“ entführen, foltern, töten ließen.

Ein wahres Buch also, und doch ist alles erfunden, so wundersam, so fesselnd, dass man es kaum aus der Hand legen mag. Die historische Wahrheit kommt daher als vorwärts stürmender Krimi, als Schicksalsroman, Familiendrama und Liebesgeschichte, und sie ist in weiten Teilen erzählt von einer jungen Frau, die schnörkellosen, modernen Klartext redet. Sie heißt Luz, und sie bringt Licht ins Dunkel. Sie ist auf der Suche nach ihren Eltern, denn sie spürt früh, dass sie nicht die Tochter derjenigen ist, bei denen sie aufwuchs. Nach und nach fügen sich ihre Recherchen und Erinnerungen zu einem biografischen Monsterrmosaik: Luz' Mutter wurde nach der Geburt getötet. Luz wurde der Tochter eines Oberst übergeben, die selber



keine Kinder kriegen konnte. Ein Auftragskind: Der Oberst selbst hat den Mord an Luz' Mutter, der politischen Aktivistin, befohlen.

Eine irrealer Schauergeschichte? Tatsächlich wurde erst in den letzten Jahren ruchbar, dass es Dutzende, wenn nicht Hunderte Fälle von Kindsraub gab, und heute ist es vor allem dieser Straftatbestand, der es ermöglicht, einige der Militärs doch noch zur Rechenschaft zu ziehen – Kidnapping war in den Amnestie-Regelungen, die sich die Militärs ausgehandelt hatten, glatt vergessen worden.

Osorio, 48, erzählt mit einer erstaunlichen Disziplin. Das Gespräch zwischen Luz und ihrem leiblichen Vater etwa, den sie in Madrid aufstöbert, ist beileibe keine eifernde Philippika zweier

Opfer gegen die Täter, sondern durchzogen von Resignation, Bitterkeiten auch zwischen den beiden, ja sogar Protesten: Luz wirft ihrem Vater vor, er habe nicht entschlossen genug nach ihr gesucht. Fehler, muss er gestehen, habe auch er begangen. Auch er habe das Vergessen, den Neuanfang gesucht. Er habe geglaubt, sie sei tot, wie ihre Mutter.

Dieses Buch, das gegen das Vergessen geschrieben ist, ist selber eines, das man nicht vergisst.

Elsa Osorio: „Mein Name ist Luz“. Aus dem Spanischen von Christiane Barckhausen-Canale. Insel Verlag, Frankfurt am Main; 432 Seiten; 49,80 Mark.

VERFILMUNGEN

Verruchter Treffpunkt

Nazi-Größen schlürfen im „Kaukasus“-Nachtclub Champagner, während Bauchtänzerinnen für die Briten spionieren – ein schillernd-verruchter Treffpunkt im Berlin der späten dreißiger Jahre.

Revuegirls in Berlin (1940)



ger Jahre. Schöpfer des orientalischen Cabarets war der jüdische Autor Harold Nebenzal, 78, der in Berlin geboren wurde und heute in Beverly Hills lebt. In seinem 1992 erschienenen Roman „Café Berlin“ treten auch drei Deutsche auf, die der Nazi-Versuchung nicht erliegen, sondern seinem sephardischen Protagonisten, dem „Kaukasus“-Besitzer, das Leben retten. Nebenzals wild-bewegten Stoff will jetzt der deutsche Hollywood-Regisseur Wolfgang Petersen, 59, mit seiner Produktionsfirma Red Cliff auf die Leinwand bringen. Für Autor Nebenzal, Experte des wilden Berliner Nachtlebens der dreißiger Jahre und 1972 Co-Produzent des Erfolgsfilms „Cabaret“, setzt die Verfilmung eine Familientradition fort. Sein Vater Seymour produzierte Fritz-Lang-Klassiker wie „M – Eine Stadt sucht einen Mörder“ (1931) oder „Das Testament des Dr. Mabuse“ (1932).

Am Rande

Wort und Tat

Am Anfang war das Wort, und es wusste nicht so recht, wohin mit sich. Dann kamen die Sumerer und die Spätantike, die Scholastik des Mittelalters und der Nominalismusstreit – warum bezeichnen wir ein bestimmtes Ding mit einem bestimmten Wort, und was war zuerst da, das Ding oder das Wort? Schließlich wurden Hans Meiser, Arabella Kiesbauer, Jürgen Fliege und Sabine Christiansen geboren, und siehe, das Wort war nur noch Schall und Rauch. Vergangene Woche aber erstand das Wort wieder, schöner denn je: Es war „Das unerschrockene Wort“, ein Preis für mutiges Drauflosreden. Doch nicht der Schriftsteller Martin Walser, tapferer Warner vor der „Moralkeule“ Auschwitz und heißer Kandidat, ward geehrt, sondern Uta Leichsenring, die Polizeipräsidentin von Eberswalde. Dass eine Repräsentantin der Praxis ausgezeichnet wurde, die tatsächlich – mehr als nur ihrer Pflicht genügend – den gewalttätigen Rechtsextremismus in Brandenburg bekämpft, und nicht der politisch unkorrekte „Gutmenschen“-Bewerger vom schönen Bodensee, mag ein gutes Zeichen der Zeit sein. Vielleicht ist der mit immerhin 20 000 Mark dotierte Preis für das „unerschrockene Wort“ auf dem Wege zur Umbenennung in „Die unerschrockene Tat“. Dies wäre ein kleiner Schritt für die Welt, aber ein großer für Deutschland.

